

Im Kohlenbergwerk

Autor(en): **Schweizer, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 49

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Daniel schnitt sich noch ein Stück Käse ab. „Man kann ja dann später sehen“, meinte er, ohne sich beim Essen stören zu lassen.

Frau Kriesli begleitete ihn nachher hinaus; sie legte es ihm unter der Türe noch ans Herz: „Gelt, Daniel, vergiß dann das nicht, was ich gesagt habe!“

„Vergessen tu ich's nicht“, erwiderte er, indem er sich ein Pfeifchen stopfte. „Aber es wird halt schon nicht gut gehen. Die Namen passen so dumm zusammen: „Pfund-Kriesli“¹⁾ mag doch niemand gern heißen.“

Als Daniel an seinem vierundfünfzigsten Geburtstage beim Morgenessen saß, kam das Marili, Gottliebs Jüngste, mit einem Strauß aus roten und blauen Astarten in die Stube und sagte ein hübsches Gedichtlein auf, das der Lehrer Haberfaat in Ralfacker extra für diesen Anlaß gemacht hatte. Daniel legte den Löffel weg und hörte ganz still zu. Dann strich er dem Kinde mit seiner klobigen Hand über das Blondhaar; er konnte nichts sagen. —

Raum eine Stunde später fiel er vom Heuboden auf die Tenne und wurde für tot ins Haus getragen. Gegen Abend kam er endlich wieder zur Besinnung; er meinte, das werde er nun wohl schließlich überhauen, weil er bis jetzt noch nie krank gewesen sei . . .

Daniel Pfund verstarb denn auch am folgenden Tage, nicht ohne über seinen Nachlaß verfügt zu haben. Für die Wetterchaft blieb nicht viel übrig. Es sei doch alles da auf dem Gewerbe gewachsen, meinte er. Und wenn er achtzig geworden wäre, hätte es auch keine lachenden Erben gegeben.

Es war sein ausdrücklicher Wunsch, daß der Gemischte Chor ihm als einem Ledigen in der Kirche singe. Das sei immer schön.

1) Dialektausdruck für Kirichen.

Und die Julie Hirs habe so eine helle Zweitstimme, die man aus allen heraus höre. —

Es war ein großer Leichgang. Die Schwendibäuerin und die Näni Spinner waren auch herabgekommen; sie schritten zufällig neben einander im Zuge. Die Schwendibäuerin sagte im Gehen: „Warum hat der wohl nicht heiraten mögen?“

Es nehme halt mancher die rechte Zeit nicht in acht, meinte die Näni. Und es wäre eine noch gut mit ihm gefahren.

Der Guldenbacher Better fragte nach dem Leidmahl, ob der Verstorbene nicht vielleicht noch irgendwo Bares versteckt habe? Gottlieb ging mit ihm und mit dem Kläui in die Kammer hinauf. „Da hat er geschlafen. Sucht selber!“

Sie kramten den Kastenfuß aus und fanden, zu unterst unter Kleidern versteckt, eine mit Schnüren zugebundene Schachtel. Es lag ein blaues Osterei darin und eine vergilbte Glückwunschkarte, mit der Aufschrift: „Ende Mai komm ich heim. Gruß und Kuß!“ Daneben kam, in Seidenpapier gewickelt, eine ganze verdorbene Tabakspfeife zum Vorschein. Der Daniel habe die einmal an der Steinhalde aus dem Boden geackert, erklärte Gottlieb.

Sie wollten nun auch das Bett noch untersuchen. Aber da kam Frau Lina die Stiege herauf. Sie sperrte die Türe angelweit auf und sagte bestimmt: „Da hat der Zimmermann das Loch gemacht!“

Der Guldenbacher und der Kläui tranken noch einen Schoppen in der „Traube“ und ärgerten sich, daß dem Gemischten Chor dafelbst ein Trunk verabreicht wurde. „Aus unserem Geld!“ knurrte der Kläui zwischen den Zähnen.

„Mich wundert nur, was der noch mit der schäbigen Tabakspfeife hat anfangen wollen“, meinte er nachher.

Der andere entgegnete halbblut in den Tisch hinein: „Sind halt Hof-Narren da oben herum, alle. Und er war der größte.“

Im Kohlenbergwerk

Von Walter Schweizer

Bei der überraschenden Bedeutung, die der Kohle in der Weltwirtschaft zukommt, ist es erstaunlich, welch' unklare Begriffe darüber bestehen, wie es denn eigentlich in einem solchen modernen Kohlenbergwerk aussieht. Den eisernen Turm, über welchen die Aufzugsseile von der Fördermaschine zu den Förderkörben (Schalen) laufen, kennen wir meistens alle von Bildern; was jedoch der dunkle Schoß der Erde verbirgt, — und unter was für Umständen die Leute hier arbeiten müssen, ist den meisten unbekannt.

Durch die Schachtröhre sind wir im Aufzug 600 Meter in die Tiefe gefahren und befinden uns nun bei einem Kohlenflöz, dem Füllort, weil man hier die, in den Grubenhanten, aus allen Teilen der betreffenden Etage herbeigeförderte Kohle mit samt dem Hunt in die Förderschale verlädt („einfüllt“). In nächster Nähe liegen die Pumpenkammern, von wo aus das in der Grube zusammenströmende Wasser hochgepumpt wird. Beim Anblick eines solchen Maschinenraumes mit seinen gewaltigen Pumpen und Antriebsmotoren vergißt man eigentlich ganz, daß man sich tief unter der Erdoberfläche befindet.

Wir beginnen also unsere Wanderung durch die „Unterwelt“ vom Füllort aus, von welchem zunächst die Hauptstraßen (die Querschläge) und „Strecken“ ausgehen. Von diesen zweigen kleinere Nebenstraßen ab und diese verästeln sich dann wieder bis in die eigentlichen Gewinnungsstätten der Kohle, „die Abbau“. Wir haben es hier mit einem viele Kilometer langen Verkehrsnetz zu tun, wobei die Straßensysteme der einzelnen Etagen oder Horizonte außer durch den Schacht auch noch durch geneigte Strecken, sogenannte Bremsberge, auf denen die Förderung mittels Seil — oder Kettenbahnen erfolgt, untereinander verbunden sind.

Durch standfestes Gestein oder, wie es der Bergmann nennt, „Gebirge“, kommen wir weiter. Nach 10 Minuten Wanderung kommt von fern ein Licht auf uns zu, — ein Zug naht und das mit vollen Hunten. Als Triebkraft dieser Lokomotive dient Preßluft, weil Dampf oder Elektrizität in einer Schlagwettergrube unzulässig sind. Jetzt kommen wir in das Gebiet der „Türstöcke“, bis auf einmal der ganze Weg nur noch aus starken Rundhölzern besteht, um den Gebirgsdruck auszugleichen. Aber schon nach wenigen Wochen brechen auch die stärksten Hölzer wie Zündhölzchen, so daß man jetzt zum Betonformstein-Ausbau übergegangen ist.

Aus der Ferne vernehmen wir Sprengschüsse, wir sind im Gewinnungsgebiet der Kohle, dem sogenannten „Abbau“ angelangt und hier nun folgt Leerzug nach Leerzug, um Kohle aufzunehmen, während vor dem Wagenzug ein lammfrommes, recht feistes Pferdchen zieht, das sich munter nach uns umschaut. Wir hören dabei bei dieser Gelegenheit, daß die Erzählungen vom Erblinden der Grubenpferde ins Reich der Fabel gehören, daß diese Pferde vielmehr nach 10—15 jähriger Dienstzeit im Finstern noch viele Jahre auch obertags recht gut zu verwenden sind. Und dann sind wir im Bereich der Bohrhämmer, die ebenfalls mit Druckluft angetrieben die Löcher für die Sprengladungen herstellen. Wir sind, wie der Bergmann sagt „vor Ort“, das heißt, wir befinden uns an einer Stelle, an welcher ein bereits teilweise fertiger Gang (Strecke) noch weiter von den Bergleuten, (den „Häufnern“) ausgebrochen, oder verlängert wird. Im Abbau selbst umgibt uns nun die schwarze, fettglänzende Masse und es ist für unser Vorstellungsvermögen unfaßbar, daß hier vor aber und aber Millionen Jahren unermeßliche Wälder riesiger Schachtelhalme, Siegelbäume und Farne gestanden sind.



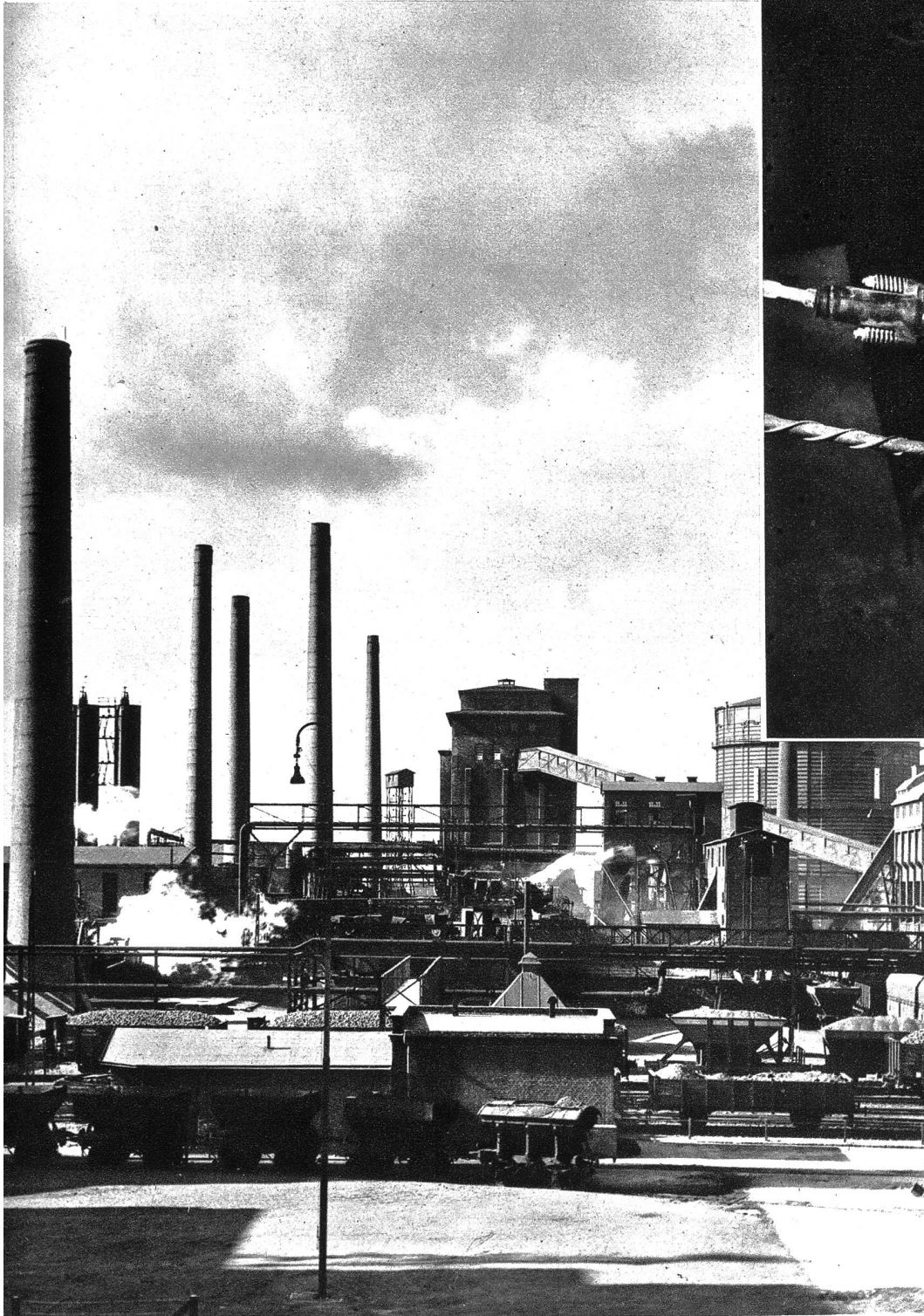
Der ständige Begleiter
des Bergmannes ist die
Grubenlampe



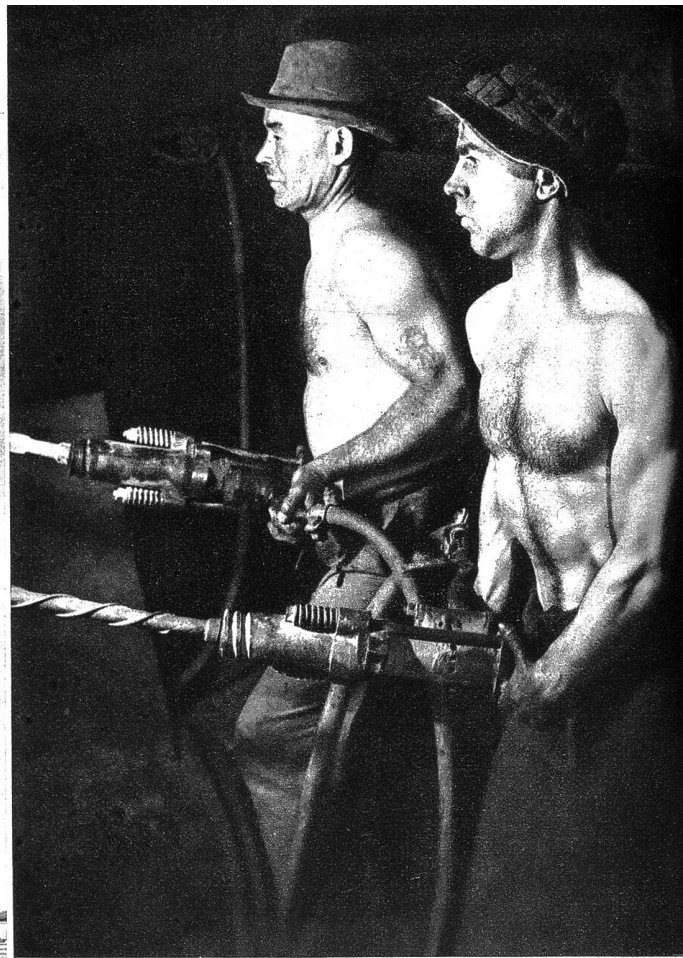
Bergmänner beim Gesteinbohren



Ruhrtal mit Baldeneysee



Eine Industrieanlage im Ruhrgebiet



Gesteinsbauer

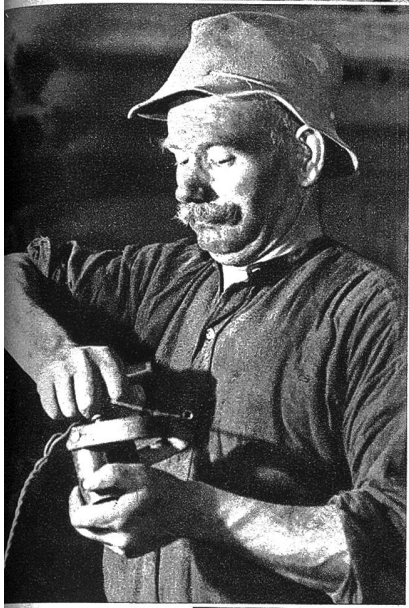


Bergmann hinter den Kleideraufzugsketten in der Waschkaue.

Wenn wir auf Grund des bisher Gesehenen vielleicht geneigt waren, alle Vorstellungen von den besonderen Schwierigkeiten und der Mühsal des Bergmannslebens zumindest als überholt abzutun, so werden wir im „Abbau“ gründlich eines Schlechteren belehrt. In einer anfangs erträglich erscheinenden Hitze, umgeben von einer Wolke des beim Bohren aufgewirbelten Staubes, leitet der Arbeiter, gebückt, hockend, oder ganz liegend, sein Tagewerk. Hier ist der Bergmann tatsächlich unausgeseht von Gefahren aller Art umlauert, er muß im ständigen Kampfe mit Einsturzgefahr, mit giftigen Gasen, Feuer und Wasser der Erde das Gut abringen, das von seinen, im hellen Tageslicht schaffenden Menschen nicht entbehrt werden kann. Da fordern auch die heimtückischen Kräfte der Tiefe ihre meisten Opfer, und nur der Gedanke, daß auch hier die unausgeseht vor-

wärts schreitende Technik bestrebt ist, Menschenarbeit durch Maschinen zu ersetzen und das Los der unumgänglich notwendigen Arbeiter erträglich zu gestalten, vermag unsere etwas gedrückte Stimmung wieder zu heben. Glücklicherweise aber empfinden die hier arbeitenden Leute nicht so wie wir. Hat doch meist schon ihr Vater und Großvater Tag für Tag und Nacht für Nacht den gleichen Gefahren getrotzt und die jahrelange Arbeit hat ihre Sinne so geschärft, daß sie ein gefährliches Knistern im Gebälk oder ein dem Einsturz vorangehendes Abbröckeln der Kohle mit großer Sicherheit von ähnlichen, jedoch harmlosen Erscheinungen zu unterscheiden vermögen.

Während unserer ganzen „Besahrung“ fiel uns die gute, reichliche Luftzuführung in den Strecken und Gängen auf. Wir erfuhren von den uns führenden Ingenieuren, daß auf völlig



Der Schiessmeister



Kohlenhauer im Flöz

einwandfreie Ventilation des gesamten Streckennetzes ganz besonderes Augenmerk gerichtet werden muß, und daß zu diesem Zwecke besondere Wetterfächte bestehen, die, mit leistungsfähigen, großen Ventilatoren ausgestattet, die verbrauchte Luft aus der ganzen Grube absaugen, während frische Luft durch den Hauptschacht nachströmt. Nach wenigen Minuten ist auch die Förderschale für uns freigemacht, wir tauschen noch den Bergmannsgruß mit den Bedienungsteuten und fahren zur Höhe empor. Geblendet durch das Tageslicht atmen wir nach dreistündiger Wanderung durch versunkene Welten wieder freie, frische Luft.

Im Steinkohlenbergwerk „Vor Ort“